Nicole Gozdek

Murphy – Rache ist süß

Fantasyroman

Alles, was schiefgehen kann, wird auch schiefgehen

Kennt ihr das? Ihr seid im Stress, weil ihr einen wichtigen Termin habt, und ausgerechnet dann lässt der Fahrstuhl ewig auf sich warten, die Autobatterie streikt und zu allem Überfluss fährt euch dazu auch noch der Bus oder die U-Bahn direkt vor der Nase weg und lässt sich auch nicht davon aufhalten, dass ihr rennt, brüllt und dabei wild mit den Armen wedelt.

Es sind Tage mit wichtigen Ereignissen wie das Vorstellungsgespräch beim Wunsch-Arbeitgeber, das erste Date, die Besichtigung für die Traumwohnung, der erste Tag im neuen Job oder andere bedeutende Anlässe, an denen ihr denkt, dass es wie verflucht zugeht. Dann schiebt ihr die Schuld auf das Schicksal, dumme Zufälle, Gott, den Teufel, mieses Karma und was weiß ich noch alles.

Aber ihr irrt euch.

Einige von euch haben sicher schon einmal von Murphys Gesetz gehört: *Alles, was schiefgehen kann, geht auch schief.*

Es ist die perfekte Erklärung dafür, dass der Wecker natürlich dann den Geist aufgibt, wenn ihr ihn am nötigsten braucht, oder dafür, dass die Waschmaschine ausgerechnet dann kaputtgeht, wenn auch unerwartet eine größere Reparatur am Auto ansteht und ihr gerade den Sommerurlaub für die Familie fest gebucht habt – es finanziell also sowieso schon eng ist – und ihr ihn auch nicht mehr stornieren könnt, ohne das Geld für die Reise zu verlieren.

Wenn eure Verzweiflung und euer Frust am größten sind, glaubt ihr für einen Moment, eine lachende Stimme zu hören, die sich über euch und euer Pech lustig macht. Doch dann denkt ihr, dass ihr euch getäuscht haben müsst. Schließlich seid ihr ganz allein oder alle anderen um euch herum machen mitfühlende Gesichter. Wer hätte euch denn auslachen sollen? Es ist doch niemand da, der sich vor lauter Schadenfreude über euer Unglück ergötzt.

Ihr irrt euch.

Die lachende Stimme, das ist *meine*.

Ich lache *immer*, wenn etwas schiefläuft.

Denn es ist meine Schuld. Nicht die des Universums, des Teufels, des Zufalls oder irgendwelcher anderer bösen Mächte. Ich gebe es gerne zu.

Nur zu, schiebt die Schuld für eure Missgeschicke sowie für eure kleinen und großen Katastrophen in Zukunft gerne auf mich!

Wer ich bin?

Mein Name ist Murphy.

Ein Unglück kommt selten allein

Mein Wecker klingelt um kurz nach sieben Uhr. Es ist Montag, der Beginn einer ganz normalen Arbeitswoche, deshalb hatte ich meinen Wecker aufgezogen und mich zeitig zu Bett begeben. Ja, ich habe noch so ein altes Ding, das man selbst aufziehen muss. Ich mag die lieber als Wecker, die mithilfe von Batterien oder elektrischem Strom funktionieren. Nicht nur, weil ich das Ticken so angenehm finde. Schließlich weiß ich selbst am besten, was bei dem neumodischen Mist alles schiefgehen kann. Je komplizierter etwas ist, desto eher lässt es dich im Stich.

Aber mein altmodischer, mechanischer Wecker hat noch nie versagt. Als er klingelt, stelle ich ihn aus und gähne. Ich habe beschlossen, diese Woche Frühschicht zu machen – es ist ganz angenehm, wenn man sein eigener Arbeitgeber ist und sich seine Arbeitszeiten selbst einteilen kann. Manchmal stehe ich auch erst mittags oder nachmittags auf, je nachdem ob ich gerade in Berlin die Spätschicht-Arbeiter, die Shopper oder die Nachtschwärmer ärgern will oder mich mein Job in ein anderes Land mit einer anderen Zeitzone führt.

Auch wenn ich meinen Wohnsitz schon seit einigen Jahren in Berlin habe, so bin ich beruflich doch häufig außerhalb unterwegs.

Warum ich mein Quartier in Deutschlands Hauptstadt aufgeschlagen habe, kann ich nicht sagen. Es lag jedenfalls nicht an den Politikern. Die finde ich so dermaßen langweilig und nervtötend, dass ich ihnen, wenn möglich, aus dem Weg gehe. Leider ist es natürlich nicht immer möglich – in dieser Hinsicht ist eine Großstadt ebenfalls ein Dorf – und falls ich den Langweilern doch mal auf irgendeinem Empfang oder einer Party begegne, wo sie großspurig ihre Reden halten oder aufgeblasen in die Kameras der Presseleute lächeln, dann spiele ich ihnen hin und wieder einen Streich. Danach darf man in der Zeitung ihre Fotos bewundern, auf denen sie übergossen mit Champagner dastehen, sich überraschend auf dem Hosenboden sitzend wiederfinden oder ihnen ein Vogel auf den piekfeinen Anzug geschissen hat. Die meisten Missgeschicke landen dabei noch nicht einmal in der Presse, auch Fotografen und Journalisten kann man kaufen. Aber mir reicht es, wenn *ich* weiß, dass mein Streich funktioniert hat, ich brauche keine Beweise ihrer öffentlichen Blamage. Bedauerlicherweise hat noch keiner von ihnen die Lektion begriffen und geht meinen Veranstaltungen aus dem Weg.

Ja, *meinen* Veranstaltungen. Ich habe eine ganze Reihe davon: Geburtstage, Preisverleihungen, Einweihungen, Umzüge, Scheidungen, erste Dates, Führerscheinprüfungen, Klausuren, Feiertage wie Weihnachten und Ostern und viele mehr. Hochzeiten, Verlobungsfeiern und Hochzeitsanträge liebe ich ganz besonders. Gutes Essen, viel Drama, ganze Sturzbäche von Tränen, bis die

Veranstaltung vorbei ist – und niemand vermutet, dass ich meine Hand bei manchen Mini-Katastrophen und Beinahe-Weltuntergängen im Spiel gehabt habe. Mal ehrlich, dramatischer als eine angespannte Braut an ihrem Hochzeitstag, die bei jeder Kleinigkeit, die nicht zu hundert Prozent wie geplant verläuft, am liebsten die ganze Hochzeit absagen würde, geht es nicht.

Vorstellungsgespräche, Geschäftsessen oder Meetings mit wichtigen Kunden hingegen werden auf die Dauer langweilig. Die Möglichkeiten, wie ich sie boykottieren kann, wiederholen sich irgendwann.

Anders sind da Hochzeiten, Hochzeitsanträge und Geburtstagsfeiern. Heutzutage will jeder ein ganz einmaliges und erinnerungswürdiges Event aus diesen besonderen Ereignissen machen – und das lässt mir ebenfalls viele Möglichkeiten, mich kreativ zu verwirklichen. Hochzeiten am Strand, Geburtstagsfeiern auf einem Schiff, Anträge beim Fallschirmspringen oder auf einem Berggipfel und viele verrückte Ideen mehr wären vor einhundert Jahren noch undenkbar gewesen. Ein Hoch auf den Fortschritt!

Alles wird immer komplizierter. Die Menschen machen jetzt Urlaub, benutzen täglich komplexe technische Geräte, steigen in Flugzeuge und jetten ans andere Ende der Welt – oder sogar bis zum Mond! Alles ist möglich, auch als Kind ins falsche Flugzeug zu steigen (Ich liebe die »Kevin allein«-Filme! Sie sind eine Hommage an mich und an mein Gesetz!), am Flughafen zu stranden, ungewollt zum Schmuggler zu werden und vieles mehr. Früher war manchmal das Aufregendste, was ich anstellen konnte, das Bett unter einem Liebespärchen beim außerehelichen Seitensprung zusammenbrechen zu lassen, der Rest ihres Lebens verlief im immer gleichen, langweiligen Trott. Ganz ehrlich, die Unsterblichkeit kann manchmal verdammt ätzend sein.

Die Menschen im 21. Jahrhundert jedoch haben *Freizeit*, sie haben *Hobbys*, sie machen *Urlaub*, sie wechseln den *Beruf*, sie haben *Ansprüche*, sie versuchen, aus ihrem Leben auszubrechen, sich kreativ zu verwirklichen, sie haben *Geld*, das sie mit vollen Händen ausgeben, und es vergeht kaum eine Woche, in der sie nicht auf irgendeiner Veranstaltung unterwegs sind. Klar, das ist für mich mehr Arbeit, aber auch mehr Abwechslung als in manchen Jahrhunderten davor.

Und weil mir meine Arbeit inzwischen wieder Spaß machbringt, springe ich nun auch gut gelaunt aus dem Bett, dehne mich einmal und gehe dann zum Kleiderschrank. Meinem Spiegelbild schenke ich dabei keine Beachtung – mal ehrlich, wieso können manche Leute stundenlang vor dem Ding stehen und sich selbst anstarren, bevor sie morgens in die Gänge kommen? Lasst es euch von jemandem, der so lange gelebt hat wie ich, gesagt sein: Ihr wacht nicht eines Tages auf und seid plötzlich ein anderer. Das passiert nur ganz, ganz selten. Nicht einem

in Hundert oder einem in Tausend, nicht einmal einem in einer Million oder in einer Milliarde.

Mir ist es passiert. Aber ich bin ja auch anders. Ich bin kein normaler Mensch.

Deshalb sehe ich auch keinen Tag älter aus als fünfundzwanzig, obwohl ich das schon lange nicht mehr bin. Mein Gesicht ist ein Allerweltsgesicht, durchschnittlich attraktiv, bartlos. Ich muss mich morgens noch nicht einmal rasieren, vielleicht hat mich das Rasieren aus diesem Grund auch schon immer so fasziniert. Eins von meinen täglichen Ritualen ist es daher auch, jemand anderem dabei zuzugucken. Erst danach kann ich ganz normal in den Tag starten.

Ich öffne den Schrank, wodurch ich meinen Anblick in der Spiegeltür nicht mehr ertragen muss, und greife hinein, um ein Hemd und eine Hose auszuwählen. Da ich beschlossen habe, in Deutschland zu bleiben, sind es Sommersachen. Jetzt im Mai ist es bereits ungewöhnlich heiß – die ideale Zeit für Eiskugelunfälle.

Nachdem ich mich angezogen habe, trinke ich etwas Wasser und besorge mir beim Bäcker nebenan ein belegtes Brötchen. Das Praktische ist: Dadurch, dass mich niemand sehen kann, muss ich auch nichts bezahlen. Für die Menschen bin ich unsichtbar. Ich kann einfach hinter die Theke gehen, mir ein Brötchen aussuchen, es nehmen, es unsichtbar machen und wieder hinausschlendern, ohne dass mich jemand einen Dieb nennt.

Warum ich überhaupt auf Nahrung und Schlaf angewiesen bin, weiß ich nicht. Ich habe es nie hinterfragt. Es ist einfach so. Vielleicht könnte ich auch ganz normal weiterexistieren, wenn ich ab morgen nichts mehr esse oder trinke, aber wozu sollte ich das ausprobieren? Ich liebe gutes Essen und leckere Getränke. Und zum Glück gibt es auch immer wieder neue Gerichte, Rezepte und kulinarische Kreationen, sodass mir diese Angewohnheit nie langweilig wird.

Der Nachteil an meiner Unsichtbarkeit ist natürlich, dass die Menschen mir auch nicht ausweichen können. Wie häufig ich schon angerempelt worden bin! In Großstädten, in denen sich die Menschen drängen, ist es ganz besonders schlimm.

Warum ich dann ausgerechnet nach Berlin gezogen bin? Nun, hier passiert auch mehr als in einem langweiligen Dorf. Und ich bin gerne dort, wo ich Spaß haben kann.

Inzwischen sehe ich das Angerempelt-Werden auch nicht mehr als lästige Nebenwirkung meiner Andersartigkeit. Und warum sollte ich das auch? Mir tut es ja auch nicht weh und die Menschen, die mich anrempeln, tragen dann plötzlich ihren Kaffee auf dem Hemd oder der Bluse, bekleckern sich mit Eis oder anderen Leckereien für unterwegs, lassen ihre Handys oder andere für sie wichtige Gegenstände fallen oder stürzen und verletzen sich. Eins jedoch ist immer gleich: Jeder von ihnen flucht und ärgert sich. Das ist Musik in meinen Ohren.

Nach dem Verzehr des Brötchens mit Ei konzentriere ich mich und *springe*.

Im nächsten Moment befinde ich mich in einem kleinen Badezimmer mit langweiligen weißen Fliesen und einem einfachen Badezimmerschrank von IKEA und starre den Mann an, der nur in seiner Unterwäsche bekleidet vor dem Waschbecken steht und zum Rasierer greift.

Es geht los!

Aufregung erfasst mich. Ich weiß nicht, wer der Mann ist. Er ist vielleicht vierzig Jahre alt oder noch ein, zwei Jahre älter, hat eine beginnende Glatze und erste graue Haare auf dem Kopf. Der Rest ist dunkelbraun oder schwarz, das kann ich bei der schlechten Beleuchtung nicht sehen. Bei meiner Ankunft habe ich nämlich als Allererstes die Birne in der Deckenbeleuchtung zerstört. Leider ohne dass es dem Mann aufgefallen wäre. Anscheinend ist er noch nicht ganz wach.

»Ehrlich? Ich finde dich schon wieder in einem Badezimmer beim nächsten Rasierunfall?«

Ich zucke nicht zusammen, als sich nun *Ein Unglück kommt selten allein* neben mir materialisiert. Unglück sieht aus wie ein Junge von vielleicht neun oder zehn Jahren und ist eine echte Nervensäge. Er fühlt sich von Unfällen und Missgeschicken angezogen und taucht regelmäßig dort auf, wo ich gerade arbeite, und fällt mir auf den Wecker.

»Was willst du, Nervensäge?«, frage ich grob, während der Mann, in dessen Badezimmer wir uns aufhalten, endlich bemerkt hat, dass seine Deckenlampe ihn im Stich gelassen hat, und nun das Licht am Badezimmerschrank einschaltet.

»Ich heiße nicht Nervensäge«, sagt die Nervensäge und verzieht verärgert das Gesicht. Er sieht aus, als würde er gleich anfangen loszubrüllen, aber das stört mich nicht. Schließlich kann uns der Mensch weder sehen noch hören. Auch wenn das seine Vorteile hat, so bedeutet dies leider auch, dass Wesen wie ich und Unglück nur uns und die anderen haben, um uns zu unterhalten. Und die kleine Plage hat beschlossen, dass sie mein Freund sein will, und lässt sich leider auch nicht durch Ignorieren, Unhöflichkeiten oder Streiche davon abbringen. Ich hätte gedacht, dass er spätestens nach einem oder zwei Jahrzehnten begreifen würde, dass er unerwünscht ist, aber leider geht er mir auch nach über einem Jahrhundert immer noch täglich auf den Keks.

»Ich weiß, Unglück«, erwidere ich genervt, während der Mann seinen Rasierer ansetzt. Er benutzt keinen elektrischen, was ein Fehler ist, denn der Schnitt am Kinn lässt ihn augenblicklich wie ein kleines Schweinchen bluten und panisch nach dem Handtuch neben dem Waschbecken greifen. Ich lache.

»Mein Name ist Friedrich«, erklärt mir der kleine Unglücks-Schmarotzer mit aller kindlichen Würde, die er aufbringen kann. »Aber was will ich von einem Schwachkopf auch anderes erwarten? Du kannst dir genauso wenig neue Tricks ausdenken wie du dir meinen Namen merken kannst. Jeden Tag das Gleiche! Was ist so spannend an Männern, die sich beim Rasieren schneiden?«

»Das verstehst du nicht.«

»Da hast du recht. Bei Archie wäre es jedenfalls lustiger gewesen«, behauptet der Stachel in meinem unsterblichen Fleisch dann auch noch und ich knurre.

Wenn ich den Namen schon höre! Archie! Ich nenne ihn stattdessen Arsch, doch der Blödmann begreift noch nicht einmal, dass ich ihn beleidige! Nach seiner Theorie bin ich ein Franzmann und kann seinen Namen einfach nicht richtig aussprechen. Wie doof muss man sein, um zu überhören, dass ich akzentfreies Deutsch – und übrigens auch jede andere Sprache der Welt – spreche?

Archie ist ein lästiger Plagegeist, noch mehr als Friedrich. Die anderen behaupten immer wieder, wir seien uns ähnlich. Sie müssen blind sein, wir sind uns überhaupt nicht ähnlich! Archie hat ein Putten-Gesicht mit runden, rosigen Wangen, umrahmt von goldenen Locken. Kennt ihr die Decken- oder Wandgemälde in alten Kirchen oder Museen, auf denen kleine, dicke Engel abgebildet sind? Archie könnte dafür als Kind Modell gestanden haben. Inzwischen sieht er aus wie Anfang zwanzig und auch wenn er etwas abgenommen hat, so wird er wohl nie gertenschlank sein – erst recht nicht, da wir Unsterblichen uns körperlich nicht mehr sonderlich verändern. Er liebt Süßigkeiten und ist ständig am Naschen, wenn wir uns sehen.

Dummerweise ist er ebenfalls im Katastrophen-Geschäft tätig und so habe ich häufiger mit ihm zu tun als mit den anderen. Der Einzige, den ich noch häufiger sehe als Arsch, ist Friedrich und ratet mal, ob ich darüber glücklich bin. Der kleine Unglücksrabe wird zwar von Missgeschicken angezogen, aber er ist zu faul, um sich selbst etwas auszudenken. Das Einzige, was er kann, ist Meckern und Kritisieren.

»Wenigstens habe ich Ideen!«, fauche ich ihn daher an. »Denk dir doch erst einmal selbst etwas aus, bevor du mich kritisierst!«

Der Junge grinst nur fies. »Wer sagt denn, dass ich das nicht mache?«, fragt er und tut sehr geheimnisvoll. Er will, dass ich neugierig werde und nachhake, aber darauf kann er lange warten.

Ich ignoriere ihn. Mein Opfer hat inzwischen den harmlosen kleinen Schnitt mit einem Pflaster überklebt und sitzt schweißgebadet in der Küche, wo er sich von seiner Lebensgefährtin oder Ehefrau einen Whiskey einschenken lässt.

Ernsthaft? Was ist das denn für ein Weichei?! Wenn er Angst hat, sich beim Rasieren zu schneiden, soll er einen elektrischen Rasierer verwenden!

Angewidert wende ich mich ab. Mein morgendliches Ritual bringt irgendwie gar keinen Spaß mehr. Nicht nur dass Friedrich reingeplatzt ist, was er schon lange nicht mehr gemacht hat, auch die Reaktion des Opfers selbst ist nicht lustig, sondern einfach nur erbärmlich.

Schlecht gelaunt schließe ich die Augen und konzentriere mich. Im nächsten Moment bin ich in München und von Friedrich ist zum Glück nichts mehr zu sehen oder zu hören.

Es wird Zeit, mit der Arbeit zu beginnen, beschließe ich, während die Morgensonne mir ins Gesicht scheint und die letzten Schlechte-Laune-Falten vertreibt.

Wenn man vom Teufel spricht

Ich habe mir kein bestimmtes Ziel ausgesucht, daher stehe ich jetzt in einer mir unbekannten, von Autos befahrenen Münchener Geschäftsstraße und sehe mich erst einmal in Ruhe um.

Es gibt Apotheken, Bäckereien, Restaurants, eine Buchhandlung, einen Metzger und noch einige andere Geschäfte, doch zurzeit ist noch wenig los. Kein Wunder, es ist ja auch erst kurz vor acht.

Schulkinder laufen lachend und lärmend an mir vorbei, doch ich ignoriere sie. Sie erinnern mich zu sehr an Friedrich und ich habe beschlossen, dass ich diesen Montagmorgen genießen will, und das geht nur ohne ihn. Daher konzentriere ich mich auf die Erwachsenen in meiner Nähe.

Zahlreiche Männer, Frauen und Jugendliche stehen in den beiden Bäckereien an. Langweilig!

Gedankenverloren löse ich mehrere Paar Schnürsenkel, lasse den Kleber an den hochhackigen Absätzen einer elegant gekleideten Dame, die achtlos an mir vorbeihetzt, verschwinden, genieße einen kurzen Moment lang ihr derbes Gefluche, das gar nicht zu ihrem vornehmen Äußeren passt, und entdecke dann mein erstes Opfer.

Es ist eine junge Frau von Mitte oder Ende zwanzig mit langen, brünetten Haaren, die sie zu einem praktischen Zopf zusammengebunden hat. Ihr weißes T-Shirt und die lange, weiße Leinenhose schreien geradezu nach meiner Aufmerksamkeit. Ich grinse erfreut.

Viele behaupten ja gerne, dass Menschen, die tierlieb sind, keine schlechten Menschen sein können. Vermutlich bilden sie sich ein, dass Tiere einen siebten Sinn für das angeborene Böse haben oder einen ähnlichen Blödsinn. Ich hätte ihre Theorie im Handumdrehen widerlegen können, aber leider sieht oder hört mich ja keiner von ihnen.

Ihr müsst nämlich wissen, Tiere *lieben* mich.

Ehrlich! Egal ob Hunde, Katzen, Pferde, Vögel, Insekten oder Amphibien, sie alle freuen sich jedes Mal so unbändig, wenn ich ihnen meine Aufmerksamkeit schenke, dass sie alles tun wollen, was mich glücklich macht.

Und ratet mal, was mich glücklich macht.

Ich habe ein paar meiner tierischen Anbeter ganz in meiner Nähe entdeckt und zu mir gerufen. Dann hole ich tief Luft, hebe um der Dramatik willen den Arm, zeige auf mein Opfer und rufe: »Attacke!«

Die Frau kreischt laut, als sich ihr ein Schwarm Tauben im Sturzflug nähert. Dann beginnt das Bombardement und sie schreit noch lauter.

Platsch. Plitsch-Platsch. Platsch!

Die Tauben landen mehrere gute Treffer, bevor sie abdrehen müssen. Ich klatsche begeistert, während sie ein paar Meter weiterfliegen, auf Markisen, Dachüberständen und Laternen Platz nehmen und zufrieden gurren.

»Das habt ihr sehr gut gemacht!«, lobe ich sie.

»So eine SCHEISSE! Verdammter MIST!«

Die Flüche der Frau bringen mich zum Lachen. Nun schenke ich ihr erneut meine volle Aufmerksamkeit. Das T-Shirt und die Hose sind nicht länger rein weiß, sie sind gesprenkelt, marmoriert, gemustert oder wie auch immer man die unregelmäßig verteilten Kleckse aus Taubenscheiße nennen will, die nun auf der Vorderseite ihrer Kleidung kleben. Etwas ist auch auf ihren weißen Turnschuhen, ihrer Handtasche und ihren Haaren gelandet.

Ich taufe mein Opfer kurzerhand in *Taubenkunstwerk* um.

Taubenkunstwerk greift wie ein Rohrspatz schimpfend in ihre Handtasche, um aus ihren Untiefen feuchte Tücher hervorzukramen.

Mein lieber Scholli! Das habe ich jetzt nicht erwartet!

Ich empfinde beinahe etwas wie Respekt für Taubenkunstwerk, als es ihr gelingt, einen Teil der Scheiße mit ihrer hinterhältigen Allzweckwaffe zu entfernen. Unerwartet fängt sie bei ihrer Handtasche an. Mal ehrlich, manche Frauen haben eindeutig die falschen Prioritäten!

Mitleidige Passanten nähern sich jetzt Taubenkunstwerk und bieten ihre Hilfe an. Als zwei weitere Frauen der inzwischen sieben Schaulustigen und vier hilfsbereiten Damen und Herren feuchte Tücher zücken, erkenne ich, dass ich die Feuchttücher-Hersteller demnächst unbedingt mal besuchen sollte. Diese Mistkerle machen mein Geschäft kaputt! Das geht gar nicht!

Kurzerhand verpasse ich den feuchten Tüchern einen Extraschuss Nässe und verfolge grinsend, wie Taubenkunstwerk jetzt ahnungslos überall Flecken hinterlässt. Momentan wischt sie sich jetzt Exkremente aus den Haaren, während sie vom Taubenangriff erzählt und hin und wieder wütende Blicke in Richtung meiner Freunde wirft, die zwar immer noch glücklich gurren, aber längst das Interesse an ihr und den anderen Passanten verloren haben. Bislang hat noch keiner Brötchenkrümel oder etwas ähnlich Spannendes fallen gelassen.

»Diese Scheißviecher sollte man abknallen!«, empört sich ein Herr im schicken Anzug laut. Seine Aktentasche weist ihn als irgendeinen Bürohengst aus, der

vermutlich zu Hause dafür den dummen Esel spielen darf. Meine Sympathie kann er damit trotzdem nicht erlangen. Er hat meine Freunde bedroht!

»Na, warte!«, drohe ich ihm.

Wütend kneife ich die Augen zusammen und konzentriere mich. Eigentlich ist es nicht schwer, was ich tue. Ich brauche mir nämlich nur etwas bildlich vorzustellen, so wie die beiden goldfarbenen Verschlüsse des braunen Aktenkoffers, den der Anzugträger in der Hand hält. Ich sehe in meiner Vorstellung, wie die Verschlüsse in Sekundenschnelle altern, das Metall weich wird und der Schließmechanismus ausleiert. Es ist egal, wie gut die Verschlüsse am Koffer befestigt sind. Ich denke nur: »Ab mit euch!«, sie gehorchen und lösen sich mit einem leisen Plopp.

Es gibt einen überraschenden Knall, als eine Seite des Aktenkoffers auf dem Boden aufschlägt. Das Gesicht des taubenfeindlichen Arschlochs ist sehenswert, als sein Blick verdutzt auf den Griff in seiner Hand fällt, die immer noch brav den Aktenkoffer festhält.

Mit einem Rascheln rutschen lose Papiere und Akten aus der aufgeplatzten Tasche. Ein Apfel kullert über den Fußgängerweg und landet auf der Straße, wo er von einem achtlosen Autofahrer plattgefahren wird. Mehrere Kugelschreiber fallen aus einer kleinen Innentasche, die nun kopfüber Richtung Boden zeigt.

Nun flucht auch Taubenfeind, während Taubenkunstwerk mit der Reinigung ihres Schadens aufgehört hat, um ihn und die Kofferkatastrophe anzustarren.

Hilfreiche Gutmenschen hasse ich wie die Pest. Leider sind auch in dieser Menge wieder ein paar von ihnen vertreten, während ich nur einen Gleichgesinnten entdecken kann, der sich ein schadenfrohes Grinsen verkneift. Entweder mag er Taubenfeind nicht oder er findet Taubenkunstwerk gelungen, nur leider traut er sich nicht, seine Gefühle offen zu zeigen. Ich habe da weniger Hemmungen: Ich lache.

Die Unterhaltung meiner beiden Opfer mit den Schaulustigen ist inzwischen recht laut geworden. Taubenfeind will natürlich sofort die Hersteller seines anscheinend minderwertigen Aktenkoffers auf ein Vermögen verklagen, da nun seine wichtigen Papiere endlich mal ein bisschen Frischluft haben schnuppern dürfen und fröhlich auf dem Gehweg liegen. Sie dürfen ihre Freiheit aber nicht allzu lange genießen, denn die Gutmenschen sammeln die Papiere, Akten und Kugelschreiber wieder ein. Den Apfel können sie jedoch nicht mehr retten.

Der schimpfende Anzugträger beruhigt sich daraufhin so weit, dass er sich ein gegrummeltes Dankeschön für seine Helfer abringen kann, packt alles wieder in den unschuldigen Koffer, schließt ihn und hält ihn dann mit beiden Händen zu, während er weitereilt. Kurz darauf verschwindet er im Büro eines

Versicherungsmaklers. Na, das passt ja. Dann weiß er wenigstens, wem er den Schaden zu melden hat.

Nachdem Taubenfeind verschwunden ist, löst sich auch die Menge um Taubenkunstwerk endlich auf und die Menschen erinnern sich wieder, dass sie ebenfalls Termine haben und zur Arbeit, zum Arzt oder wo auch immer hinmüssen. Sie lassen Taubenkunstwerk allein zurück, ohne zu ahnen, dass sie mir damit ein hilfloses Opfer ausliefern.

Nun gut, sie wäre auf jeden Fall hilflos und mein Opfer, denn wie soll sie sich auch gegen mich wehren? Sie hat ja keine Ahnung, dass es mich gibt und ich sogar direkt neben ihr stehe, als sie den Schlüssel aus ihrer Handtasche kramt, um die Apotheke zu öffnen, in der sie arbeitet.

Ich sorge dafür, dass ihr der Schlüssel aus den feuchten, wenn auch inzwischen wieder sauberen Händen gleitet und würge damit meinen neuen Gegnern, den Feuchttücher-Herstellern, erneut einen rein, die nun die Schuld für das neue Missgeschick ihrer Kundin tragen dürfen. Es klirrt nicht, als der Schlüssel unten aufkommt, denn Taubenkunstwerk steht noch auf dem kleinen Gitterrost, das als Fußabtreter fungiert. Natürlich fällt der Schlüssel ungehindert durch die schmalen Ritzen und landet weich auf den unten angesammelten Blütenblättern. Wofür haltet ihr mich? Für einen unfähigen Chaosstifter wie Friedrich?

Wenn man vom Teufel spricht …

»Krass!«

Unglücksrabe Friedrich steht plötzlich neben mir und mustert das lebende Kunstwerk staunend. Auch wenn die Frau Haare, Handtasche und Turnschuhe größtenteils säubern konnte, so hatte sie mit den Feuchttüchern beim T-Shirt und der Leinenhose nicht viel Erfolg. Das Einzige, was sie mit ihrer Wischerei erreichen konnte, ist, dass die Flecken etwas blasser geworden sind und die nassen Stellen nun allen Passanten einen Blick auf ihre Unterwäsche gestatten. Und so kann Friedrich meine Künste bewundern, was er zu meinem Erstaunen auch tut. Vermutlich fällt meine Begrüßung daher auch weniger gereizt aus, als sie andernfalls gewesen wäre.

»Wie hast du mich gefunden?«, frage ich resigniert.

»Das verrate ich dir nicht«, meint der Junge und kratzt sich am Kopf. Vermutlich verstecken sich ganze Schuppen-Dörfer unter den ungekämmten, hellbraunen Haaren. Friedrich scheint nicht viel von Körperpflege zu halten, denn seine halblange Mähne sieht aus, als sei sie schon eine Weile nicht mehr gewaschen oder geschnitten worden.

»Ich habe nachgedacht«, fährt der Junge nach einer kleinen Pause fort, in der wir in einträchtigem Schweigen beobachten, wie die Apotheken-Verkäuferin sich bemüht, den Gitterrost aus dem Boden zu hebeln. Sie hat sich dafür hinknien müssen, was sie wohl nicht besonders stört. Kein Wunder, der Straßendreck an ihren Knien fällt unter den bereits vorhandenen Flecken auf ihrer Hose auch nicht weiter auf.

»Und das ist etwas so Besonderes, dass du mir davon erzählen musst?«, kann ich mir die nächste Stichelei nicht verkneifen. »Glückwunsch, Friedrich! Du hast das Denken entdeckt!«

Ich hätte mir die Bemerkung auch sparen können, denn der Junge macht den Eindruck, als habe er sie überhaupt nicht gehört. Nervös kaut er auf seiner Unterlippe, starrt zu Boden und wippt auf den Füßen vor und zurück. Schließlich sieht er auf.

»Bringst du mir bei, wie man anderen Leuten Streiche spielt?«, platzt er heraus und schaut mich hoffnungsvoll an.

Wie bitte?! Ich höre wohl nicht richtig!

»Was willst du?! Ich soll dein Lehrer werden?«, vergewissere ich mich daher vorsichtshalber. Taubenkunstwerk hat inzwischen den Schlüssel aus dem Auffangbecken gefischt und den Gitterrost wieder eingesetzt. Gerade will sie den Schlüssel in die Tür stecken und ihn im Schloss herumdrehen, als ich verstört dafür sorge, dass er entzweibricht.

»Du hattest recht«, gibt *Ein Unglück kommt selten allein* zu. »Ich spiele den anderen keine Streiche oder sorge dafür, dass etwas schiefläuft, so wie du oder Archie. Niemand hat mir je gezeigt, wie das geht. Gut, ich habe auch nie gefragt. Hin und wieder passiert mal was, aber das ist dann Zufall. Ich kann meine Kräfte nicht steuern! Oder gar beiläufig einsetzen, so wie du mit dem Schlüssel gerade eben. Ich brauche jemanden, der mir zeigt, wie das funktioniert!«

»Dann frag Archie! Er freut sich sicher, wenn er dein Mentor sein darf.«

So leicht werde ich Friedrich jedoch nicht los. »Aber du bist besser!«, beharrt er, während ich Taubenkunstwerk ihrer schlechten Laune und ihrem Anruf beim Schlosser überlasse und die Straße entlang marschiere. Die Apotheke wird heute wohl mit einiger Verspätung öffnen.

Mein Plagegeist folgt mir natürlich. Subtile Hinweise wie diese hat er noch nie verstanden.

»Ha, ha!«, mache ich schließlich. »Ich glaube dir kein Wort! Vorhin hast du mich immerhin noch als einfallslos bezeichnet. Und nun willst du von mir lernen? Gib es zu! Archie hat deine Bitte abgelehnt und nun kommst du zu mir, um dich wieder bei mir einzuschleimen!«

»Ich habe Archie gar nicht gefragt«, kommt es leise von der linken Seite und ich bleibe überrascht stehen, um ihn anzustarren. Verschwunden sind das Selbstvertrauen, die Herausforderung und der Spott, an die ich mich schon so gewöhnt habe. Stattdessen sieht er mich so flehentlich an, dass ich gar nicht anders kann.

Ich werde gemein.

»Warum sollte ich ausgerechnet *dich* unterrichten wollen?«, höhne ich.

»Weil …«

Friedrich findet keine Worte und verstummt. Bevor er doch noch mit einem Grund aufwartet und ich das Wortgefecht gegen ein Kind verliere, mache ich mich vom Acker und springe zurück nach Berlin.